

Unsere Sprache, unsere Musik

Michael Ladwein

Unvergessen die absurde Szene im Dresdener Tourismusbüro: Ein Besucher aus England befließigte sich eines sehr passablen Deutschs, während die Angestellte, sobald sie seinen englischen Akzent vernahm, auf seine deutschen Fragen impertinent auf Englisch antwortete (und damit bei ihrem Gegenüber einen amüsiert-erstaunten Gesichtsausdruck hervorrief).

Wenig später sagte ein im Radio Befragter: „Wir müssen aufpassen, dass es nicht zu einem stand still kommt“ – und der Sprecher unterbrach ihn leider *nicht* sofort mit der Aufforderung, er möge doch bitte den Hörern erklären, was ein „stand still“ sei, doch wohl nicht gar ein Stillstand?

So aberwitzig diese zufällig aufgeschnappten Szenen auch zunächst erscheinen, sie sind doch nur ein winziger Teil dessen, was tagtäglich in Deutschland in fast allen Bereichen und auf allen Ebenen geschieht, sind Symptome eines riesigen Sprachaustauschs der deutschen gegen die englische Sprache. Vor allem die pausenlos anbrandende Werbung, millionenfach gedruckt, in Radio, Fernsehen und Internet, auf Plakaten, ist deren größter Protagonist, aber auch alle Bereiche, die mit den neuen Medien und der damit zusammenhängenden Technik zu tun haben, sind heillos infiziert: *homepage* und *website*, *online*, *user*, *download*, *update* und *upgrade*, *newsletter*, *podcast*, *iphone* und *touchscreen*; auch *wellness* und *lifestyle*, *happy hour* und *rush hour*; *shops* und *center* bzw. *shopping center*, *Jobcenter* (wie die Arbeitsamtsfilialen jetzt offiziell heißen) und die unvermeidlichen *online-shops* und *call shops*, neuerdings sogar Kloster-Shops; *hotline* und *deadline*, *feedback*, *talkshows*, *events* und die ewigen *highlights* (statt etwa dem schönen deutschen „Glanzlicht“), *outfit* und *outlet*, *outdoor* und *outsource*, *flatrate*, *hotspot* und *call&surf*-Tarife (die Deutsche Telekom ist überhaupt einer der schlimmsten Sprachverhunzer, man wundert sich nur, dass sie nicht schon längst *German Telecom* heißt ...); *marketing*, *controlling*, *coaching*, *sponsoring* und *ranking*; *feature* und *open air* und *public viewing*; *beauty case* und *eye liner*, *body lotion* und *skin care*, und mit der *Sun Lotion sensitive Soleil Family + Kids* eines (doch, tatsächlich: deutschen!) Naturkosmetikherstellers ist das wuchernde Denglisch- und Anglizismen - Imponiergehabe nun vollends außer Kontrolle geraten (ach, überhaupt die Kosmetik- und Modebranche! Die Schönheit scheint inzwischen ihre einst französische „Staatsbürgerschaft“ gegen die englische ausgetauscht zu haben, von der deutschen ist, von wenigen löblichen Ausnahmen abgesehen, ohnehin nicht die Rede; das Mannequin ist jedenfalls längst zum *model* mutiert); auf vielen – wohlgemerkt: deutschen! – Internetseiten ist die Suchfunktion

statt mit Suche mit *search* bezeichnet, ja tatsächlich auch das Archiv mit *archive*; wenn wir mit einem bestimmten Produkt Farbe in unser Leben bringen sollen, werden wir mit *colour your life* dazu aufgefordert; eine bestimmte Sorte Sprudel mit Zitronen- oder vielleicht doch Zitronengrasgeschmack kommt als „*emotion lemon grass*“ daher, statt Rollschuh fahren die *kids* (früher: Kinder) nun *inline skates*, die *Youngster* (früher: Jugendlichen) aber statt Rollbrett *skateboard*, alles natürlich mit viel *power*, Hauptsache man hat *fun* (statt etwa Freude), möglichst mit *risk*; der gute alte Brauch des „Rübengeisterns“ am Vorabend zu Allerheiligen ist mittlerweile von dem kommerzialisierten, wirklich blöden „Halloween“ verdrängt worden; und nicht nur im *web*, sondern auch mit dem *snowboard* lässt sich gut *surfen*; der *Fitness* hilft man auf mit *jogging* und *nordic walking* statt mit Laufen und Stockwandern; im Katalog eines Sport- und Freizeitartikelversandes findet das gute alte Taschenmesser seinen Wiedergänger im *outdoor-survival-knife*; der Friseurladen heißt jetzt oft *hairstyling*, das Modegeschäft *fashion outlet*, der Hausmeister *facility manager*, und es sind auch schon Stellenanzeigen gesichtet worden, in denen ein *plant manager* gesucht wurde (bisher hieß das Gärtner); Ausverkaufsaktionen werden als *sale* oder gegebenenfalls *spring sale* angepriesen, viele Ladengeschäfte signalisieren mit einem an der Tür hängenden Schild, dass sie *open* oder *closed* seien (man konnte auch schon die handgeschriebene Botschaft lesen, der Laden sei „ab 9 Uhr open“), viele Bäckereien heißen jetzt „Backshop“ (was denkt sich eigentlich ein englischsprachiger Besucher, wenn er hierzulande einen solchen „Zurückladen“ entdeckt?), in denen man dann, wenn man denn einen Becher Kaffee vielleicht an den Arbeitsplatz oder zur Parkbank mitnehmen möchte, diese Möglichkeit als *coffee to go* angeboten bekommt (neulich aber völlig unerwartet ein freudiger Schreck: im Schaufenster einer Bäckerei hing ein gedrucktes Plakat mit einer freundlich blickenden Kaffee trinkenden Dame, und darunter stand, man traute seinen Augen kaum: „Kaffee zum Mitnehmen“ – danke, Firma Jacobs Kaffee!); ein Bio-Weingut, das man doch wohl nicht der Panscherei bezichtigen kann, betreibt jedoch eine gedankenlose Sprachpanscherei, indem es u.a. das Photo seines Weinberges auf seiner Internet-Heimseite (in der *deutschen* Version, nicht nur in der ebenfalls angebotenen englischen) mit dem Schriftzug *organic viticulture* versieht; der Bezieher von Elektrizität aus erneuerbarer Energie wird vom Anbieter aufgefordert, den *Greenpeace Energy Email-Newsletter* zu abonnieren; statt einer Zug-zum-Flug-Karte gibt es, um dem Mitarbeiter der Bahn verständlich zu bleiben, nur *rail & fly*,¹ und die Ausflugslokale (wohl nicht nur) im Schwarzwald laden etwa vorbeikommende einkehrwillige Radfahrer (ausschließlich Landsleute, von einigen wenigen Holländern abgesehen, die jedoch hinreichend Deutsch beherrschen) mit *biker welcome* ein, und die CDs des heute auftretenden Künstlers werden am Verkaufstisch in

¹ Zur Ehre der Deutschen Bahn muss gesagt werden, dass sie sich nach einem Bericht der Zeitung „Deutsche Sprachwelt“ nunmehr (nach dem Rücktritt des Blockierers Mehdorn) unter Bahnchef Grube und Verkehrsminister Ramsauer dazu entschlossen hat, unnötige englische Ausdrücke und „Slogans“ (z. B. *kiss and ride*) wieder aus ihrem Sprachfundus zu entfernen, sodass der *counter* wieder zum Schalter und der *service point* wieder zur Auskunft wird.

der Halle des Konzerthauses unter der Beschriftung *today's artist* feilgeboten. Die Phantasie? Die ist längst zur *fantasy* verkommen ... Das ist streng genommen keine Sprache mehr, sondern allenfalls *slang*.

Angesichts dieser gewaltigen englischen Sprach-Monsterwelle – denn es handelt sich da in den wenigsten Fällen um sinnvolle neue Fremdwörter, sondern um eine gigantische Sprach-Umtauschaktion – muss man sich doch fragen, ob die Deutschen (und damit sind hier in sprachlicher Hinsicht auch die Österreicher und Deutschschweizer gemeint) mit ihrer Sprache denn wirklich nichts mehr anzufangen wissen? Und ob sie sie überhaupt noch mögen? Hatte Goethes Faust noch „mein geliebtes Deutsch“ gepriesen, so hat sich das inzwischen offensichtlich in das Gegenteil verkehrt: Ein Großteil der Deutschen bringt mit der derzeitigen Massenauswanderung in die englische Sprache eher die Haltung „mein ungeliebtes Deutsch“ zum Ausdruck. Den verbreiteten äußerst zähen Sprach-Smog (ein englisches Wort, jawohl, aber eben ein echtes Fremd- und Fachwort) hat kürzlich auch der Schriftsteller Botho Strauss beklagt,² doch könnte man noch weiter gehen und hinsichtlich des aktuellen Erscheinungsbildes der deutschen Sprache die Diagnose „Aids“ stellen (auch dieses unangenehme Wort als Bezeichnung für die tödliche Infektionskrankheit überlassen wir gerne dem Englischen). Jedenfalls beschleicht den noch einigermaßen Sprachsensiblen (gern als deutschtümelnder „Purist“ verächtlich gemacht) ein unangenehmes, unhygienisches Gefühl angesichts der ihn umspülenden Schmuddelsprache „made in Germany“ (damit ist natürlich nicht das Englische an sich gemeint, sondern lediglich die geistlose Anwendung dort, wo es nicht hingehört, und die daraus resultierende unreinliche Vermischung). Dass unsere Sprache vor Jahrzehnten durch die Nazis in entsetzlicher Weise missbraucht wurde, kann keine Begründung für das heutige leichtfertige und würdelose Über-Bord-Werfen sein.

Es gehört zu den Annehmlichkeiten zum Beispiel eines Frankreichaufenthaltes, dass man dort von einer „reinrassigen“ einheimischen Sprache umgeben ist, ohne diese impertinente Durchsetzung, um nicht zu sagen Zersetzung durch zahllose Anglizismen. Diese sind hier nämlich im öffentlichen Gebrauch sogar verboten, und den Franzosen fehlt in dieser Hinsicht offensichtlich nichts. Im Gegenteil, sie bemühen sich derzeit in Form eines Wettbewerbs aktiv und freiwillig, auch die Restbestände unnötiger englischer Sprachbeimischungen auszumerzen: „Echte Franzosen schreiben schon lange *courriels* statt E-Mails. Und statt Software laden sie *logiciel* auf ihren *ordinateur* (Computer). Und Direktübertragungen im Fernsehen sind nicht "live", sondern

² „Sich englisch oder französisch auszudrücken war einmal der Modeschmuck eines höheren Sprachvermögens. Die *lingua franca* heute liegt wie Smog über der Niederung. Der Berg der Sprache wird über seinen Fuß hinaus nicht mehr erkannt, die Gipfel, nie erblickt, sind längst vergessen. So wird einer, deutschsprechend, in die Lage des Heraufrufenden versetzt. Er sucht in der Sehnsuchtsasche der Sprache die letzte Glut zu schüren“ (*Vom Aufenthalt*, München 2009).

en direct. Wer die neuen französischen Begriffe für die Anglizismen nicht kennt, kann sich ein Programm ("correcteur terminologique") herunterladen, das die verfeimten Fremdwörter beim Schreiben automatisch ersetzt. Noch gesucht werden Begriffe für "chat", "newsletter" und "talk." Vielversprechende Vorschläge gibt es schon, aber die Jury will sie erst später nennen“ (dpa-Meldung vom 30. 3. 2010).

Ganz anders die Deutschen, notabene: Deutschsprachigen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass man dagegen hierzulande alle Anstrengungen unternimmt, möglichst viele und immer mehr deutsche Wörter durch englische zu ersetzen. Ein entsprechender Wettbewerb wäre gewiss ein großer Erfolg. Vom Ausland aus betrachtet erscheint jedenfalls dieses deutsch-englische Kauderwelsch ganz besonders peinlich und lächerlich.

Da die Deutschen ihre Sprache, in der einst bedeutendste Leistungen der Weltkultur in Literatur, Philosophie, Geschichtsschreibung, Psychologie, Soziologie und Naturwissenschaften formuliert wurden, offensichtlich selbst nicht mehr schätzen (und immer weniger beherrschen), wenn sich sogar deutsche Universitätsinstitute englische Namen geben (z.B. neuerdings, sich auf die „international akzeptierte Begrifflichkeit“ berufend, die *School of Education*, vormals „Zentralinstitut für Lehrerbildung und Lehrerfortbildung“ an der Technischen Universität München, der Abschluss besteht im *Master* bzw. *Bachelor of Education*),³ oder wenn etwa ein Professor für Sprachwissenschaft (!) sich auf seiner komplett englischen Seite innerhalb des Internetauftritts der Universität vorstellt als *Professor of General Linguistics, University of Tübingen, Department of Linguistics, 72074 Tübingen, Germany*, wenn Englisch als Lehr- und Unterrichtssprache an Instituten deutscher Universitäten und sogar an Gymnasien eingeführt wird (und zwar nicht nur für das Fach Englisch!), oder wenn sich eine Universität gleich im Ganzen einen englischen Namen gibt wie die *zeppelin university* in Friedrichshafen – ist es da noch ein Wunder, wenn im Ausland die deutsche Sprache immer weniger ernst genommen und immer weniger in Schulen als Fremdsprache gelehrt und gelernt wird? Dass z.B. die BBC Korrespondenten nach Deutschland schickt, die praktisch kein Wort Deutsch können und ihre Fragen etwa an Politiker mit größter Selbstverständlichkeit gleich auf Englisch stellen? Und wer zum Beispiel versucht, im Netz einen Pariser Museumspass zu bestellen, bekommt als Sprachversionen der betreffenden offiziellen Seite außer Französisch noch Englisch *und* US-Amerikanisch (!), ferner Spanisch, Italienisch und Japanisch angeboten – Deutsch kommt nicht vor (die sprechen doch sowieso lieber englisch, denkt man sich dort wohl ...). Auffallend ist auch, dass in den großen

³ Diese und weitere sprachbezogene Informationen finden sich in den der Pflege der deutschen Sprache gewidmeten lesenswerten Zeitungen „Deutsche Sprachwelt“ (www.deutschesprachwelt.de) und „Sprachnachrichten“ (www.vds-ev.de). Sehr empfohlen seien auch folgende Bücher: Gerd Schrammen, *Ich spreche gern Deutsch. Über die misshandelte Muttersprache* (ISBN 978-3-931263-81-2); Wolf Schneider u. a., *Deutsch lebt! Ein Appell zum Aufwachen* (ISBN 978-3-942409-01-8); Franz Stark, *Wieviel Englisch verkraftet die deutsche Sprache? Die Chance zwischen Globalisierungserfordernis und Deutschtümelei* (ISBN 978-3-931263-89-8); Wolfgang Hildebrandt: *denglischst du noch oder sprechen Sie schon?* (ISBN 978-3-929744-52-1).

Museen des Auslands, etwa Paris und London, anders als noch vor einem Jahrzehnt, kaum noch deutschsprachige Kataloge oder hauseigene Kunstbände über die Sammlungen erhältlich sind, neben den ausgiebig vertretenen englischen, spanischen, französischen, italienischen, japanischen, russischen. Die Sprache der meisten EU-Bürger ist, anders als Englisch und Französisch, auch aufgrund schwerer Versäumnisse der deutschen Politiker in der Vergangenheit (zudem wegen des Widerstands von Ländern wie Spanien und Italien), nicht einmal offizielle Arbeitssprache in der EU. In der Tat, die Sprache Deutsch scheint sich immer mehr, mit energischem Einsatz der Deutschen selbst, zu einer Regionalsprache zurückzuentwickeln, als „Sprache der Freizeit“, wie es der ehemalige baden-württembergische Ministerpräsident und jetzige Brüsseler Energiekommissar Günter Oettinger wie selbstverständlich fordert, der freilich als Schwabe „alles außer Hochdeutsch“ kann, zugleich aber auch bei seiner Vorstellung als Brüsseler Energiekommissar bewiesen hatte, dass er zumindest damals des Englischen nicht mächtig war.

Versuchen, sich für die deutsche Sprache einzusetzen und ihrer zunehmenden McDonaldisierung entgegenzutreten, wird häufig wie einst z.B. der aufkeimenden Umweltschutzbewegung begegnet: Zuerst wird ignoriert, dann lächerlich gemacht bzw. gereizt reagiert und irgendwann später, wenn die Bewegung mächtig geworden ist (und teilweise tatsächlich ein Sinneswandel eingesetzt hat), springt man auf das Trittbrett auf oder präsentiert sich gar als großer Vorkämpfer (möge es doch auch in diesem Fall so sein!).

Ist denn „Heimseite“ oder „Hauptseite“ schlechter als *homepage*, „Verweis“ weniger deutlich als *Link*, „herunterladen“ und „speichern“ oder „sichern“ weniger bezeichnend als *downloaden*, „Rechner“ weniger elegant als *Computer*, und wäre etwa „Klapprechner“ (statt des zugegebenermaßen leicht und locker zu lallenden *laptop*) wirklich schlimmer als das problemlos gebrauchte Wort „Klappentext“? Und warum dürfte der *Airbag* nicht Prallkissen, und der *Jackpot* nicht Glückstopf heißen? Meistens ist es doch einfach nur eine Frage der Gewöhnung, doch die grassierende Sprech- (und Denk-) Faulheit gibt dieser heute meist keine Chance mehr. Englisch, so das verbreitete Vorurteil, sei „weltläufiger“ als das angeblich sperrige, „provinzielle“ Deutsch.⁴ Ein Wort wie zum Beispiel „Schmetterling“ könnte sich heute wohl nicht mehr bil-

⁴ Umso erfreulicher eine Klarstellung wie diese: „Das Deutsche kann sperrig, zerklüftet, verschachtelt, schier grenzenlos komplex, bedeutungsvoll dunkel und infinitesimal präzise sein; selbst in erhabensten Momenten, wenn alle Register gezogen werden, meint man oft das hölzerne Knarren einer ehrwürdigen Barockorgel mitzuhören, das Pumpen der künstlichen Lunge eines Blasebalgs. Selten werden die kulturgeschichtlichen Bedingungen solcher *protestantité* ganz überwunden - am ehesten im Lied, im hingehauchten romantischen Gedicht. Schön ist solches Knarren, und ebenso schön ist das leichte lyrische Geträllere. Aber am schönsten ist es, wenn deutsche Prosa anfängt zu singen, denn das kann sie; wenn sie, vollkommen phrasiert, eine Melodie vorträgt wie eine Solo-Geige.“ So Gustav Seibt in seinem Beitrag zu dem Sammelband „Lob der deutschen Sprache“ (Hrsg. von H.-M. Gauger, Göttingen 2009). Dort bekennet übrigens der libanesische Dichter Fuad Rifka: „Wie kann man eine Sprache genug preisen, die so reine Dichtung, so unergründliches Denken, so kosmische Musik, so frische naturwissenschaftliche Keime schöpft! Vor einer solchen Sprache muss man Furcht und Ehrfurcht haben.“

den, da wären wir gleich bei *butterfly*. Ob die Silbe „Schmetter“ nun vom langsamen Flügeln und Flattern, das nichts mit dem Fliegen der Vögel, aber auch nichts mit dem der Bienen oder anderer Insekten zu tun hat, oder, wie die Sprachforscher eher wollen, von „Schmetten“ (altertümlich für Sahne) herzuleiten ist, oder beidem zugleich, es bleibt doch genau genommen eine recht äußerliche Angelegenheit, und die Verbindung mit der ganz allgemeinen Nachsilbe „ling“ bringt nüchtern betrachtet ein zunächst einigermaßen banales Ergebnis. Und doch: Welch schönes Wort, das wir vielleicht doch nicht mehr missen möchten. Welche Freude und Poesie löst er aus, der erste Frühlingsbote und der Inbegriff des Sommers – „sieh mal, ein Schmetterling!“ Wie viele Dichter hat es zu zauberhaften Gedichten inspiriert, das „liebe, leichte, luft’ge Ding, Schmetterling ...“

Ein häufig zu hörendes Argument ist, die neuen Medien und Technologien kämen nun einmal überwiegend aus den USA und somit sei der Gebrauch des Englischen hier korrekt und es gebe dazu eben keine sprachliche Alternative. Dem ist zunächst entgegen zu halten, dass es durchaus Länder gibt, z. B. Frankreich (von Island ganz zu schweigen), die hier keineswegs sprachlich kapitulieren (siehe oben). Auch zeigt hinsichtlich z. B. des englisch-denglischen *E-Mail* ein Blick auf die meisten Länder Europas, dass dort keineswegs die gleiche Sprachfaulheit herrscht, sondern dass in den skandinavischen Ländern „epost“ der gängige Begriff ist, in Finnland „sähköposti“, und in den romanischen Ländern „correo electronico“, „posta elettronica“, „correio eletronico“...

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts der in England erfundene Fußball sich auch hierzulande auszubreiten begann, hat man noch selbstverständlich die dazu gehörigen englischen Fachausdrücke verdeutschte. Ohne diese Maßnahme würden wir auch auf diesem heute so enorm populären Gebiet ständig von *keeper*, *goalie*, *penalty*, *referee* usw. sprechen, statt von Torwart, Stürmer, Strafstoß, Schiedsrichter (auch wenn einige Journalisten, um sich wichtig zu machen, das heute gerne wieder rückgängig machen und von „keeper“ und „referee“ faseln), aber auch Seitenlinie, Elfmeter, Abseits, Halbzeit usw. Das *Foul* genügt als Reverenz...

In vieler Hinsicht gleicht der heutige Zustand unserer Sprache dem im frühen 18. Jahrhundert, nur dass damals das Französische vorherrschend war. Der Dichter Gottsched überlieferte folgende Neujahrsadresse eines hohen deutschen Beamten: »Eure Excellence werden pardonniere[n], daß ich als Dero Client mir die Permission ausgebeten, zu dem mit aller Prospérité angetretenen neuen Jahre mit gehorsamstem Respekt und tiefster Submission zu gratulieren und sincerement zu wünschen, daß Eure Excellence in allem Contentement dieses und viele Jahre conservieren wolle, damit ich ehestens Occasion habe, meine Temoinage zu bezeigen«. Tiefste Submission auch sprachlich. Das wurde mit den großen deutschen Dichtern und Schriftstellern

seit der Goethezeit gründlich anders, droht heute jedoch, nunmehr englisch/denglisch wieder einzureißen.⁵

Eine zusätzliche Dimension des hier behandelten Problems eröffnet sich bei der Betrachtung eines offenbar allgemein noch kaum wahrgenommenen Phänomens auf einem zwar speziellen, doch sehr bezeichnenden Gebiet: dem Verschwinden der deutschen Sprache auf den Plattenhüllen (*cover*, ja doch) im Bereich der klassischen Musik. Deutschland und Österreich haben neben Italien und Russland am meisten zum Welterbe der klassischen Musik beigetragen, doch kommt ihre Sprache auf den Plattenhüllen zumindest der Großen dieser Industrie fast nicht mehr vor: Da gibt es keine Streichquartette mehr, sondern nur noch *string quartets*, nicht mehr Symphonien, sondern *symphonies*, nicht mehr Klavierwerke, sondern *works for piano* usw.; statt Schumanns Rheinischer Symphonie die *Rhenish* (oder wie bei der auch hierzulande stark vertretenen französischen Firma „Harmonia mundi“, die natürlich auch globalisiert auftritt, englisch und französisch: *Rhenish/Rhénane*) – vom eigentlich deutschen Titel keine Spur mehr, ebenso wenig bei Schuberts „Unvollendeter“, die tritt nur noch als *Unfinished* auf, und dies alles z.B. bei einer Firma namens „Deutsche Grammophon.“ Eine Platte mit Arien von Johann Sebastian Bach und Violinbegleitung maskiert sich als *Violin and voice*, und die große Bach-Gesamtedition mit einem der bedeutendsten auf dessen Musik spezialisierten Ensemble, dem Bachcollegium Stuttgart und der Gächinger Kantorei unter der Leitung des Altmeisters Helmuth Rilling, verlegt von der im Raum Stuttgart ansässigen Firma „Hänssler classic“, wird von dieser in ausschließlich englischer Sprache vermarktet, sodass man das Weihnachtsoratorium nur als *Christmas Oratorio* erhält, die Matthäus- und Johannespassionen als *St. Matthew* bzw. *St. John Passion* (Passion bitte in englischer Aussprache!), die H-Moll-Messe entsprechend nur als *Mass in B minor*. Brahms, Ein Deutsches Requiem? - Fragen Sie lieber gleich nach dem *German Requiem* ! Ach ja, der weltweite Vertrieb, die ökonomischen Zwänge ... Wie lächerlich solche vorausseilende globalisierte Sprachunterwerfung (*linguistic submissiveness*, wie die Londoner „Times“ das einmal nicht ohne Süffisanz nannte) ist, zeigt sich z.B. daran, dass manche englische und US-amerikanische, aber auch holländische Plattenfirmen, vor allem die Weltfirma DECCA, nach wie vor (als eines der ganz wenigen Gegenbeispiele des allgemeinen Trends) z.B. die „Matthäuspassion“ im Katalog haben. Und Georg Friedrich Händel? Den gibt es schon lange nicht mehr in diesem Sektor, da hat der Wahlengländer *George Frederick Handel* schon längst auch das deutschsprachige Feld erobert. Und so weiter, leider, leider. Spricht man übrigens Klassik hörende Zeitgenossen auf diesen Umstand an, bekommt man in der Regel zur

⁵ Doch sah sich schon Hugo von Hofmannsthal veranlasst, „die Überlust am Annehmen fremder Naturen“ zu beklagen (Wert und Ehre deutscher Sprache, 1927).

Antwort: „Das ist mir noch gar nicht aufgefallen“ – so weit ist die sprachliche Abstumpfung auch bei Kulturbürgern bereits gediehen.

Den Vogel schoss die angeblich „Deutsche“ Grammophon jedoch ab bei der CD (= compact disc, ist schon klar, das ist ein echtes Fremdwort) einer jungen deutschen Pianistin mit sämtlichen Walzern (Entschuldigung, natürlich *complete waltzes*) von Chopin. Da wurde die Plattenhülle (*cover*, sorry ...) mit einem Aufkleber versehen, der erste positive Rezensionen zweier (bezeichnenderweise!) deutscher Tageszeitungen (Lübecker Nachrichten und Hamburger Abendblatt) zitiert – man machte sich tatsächlich die Mühe der Übersetzung ins Englische! Und diese Platte dürfte großteils im deutschen Sprachraum verkauft werden – weiter kann man diesen sprachimperialistischen Irrsinn nun wirklich nicht treiben. Immerhin enthält das Beiheft (*booklet*, Entschuldigung) neben dem englischen und französischen auch – fast möchte man sagen überraschenderweise – einen deutschen Text, man ist ja so dankbar! Nun ist die Deutsche Grammophon nicht mehr selbständig, sondern nur noch eine Marke (*Label*, ja doch!) innerhalb des US-amerikanischen Konzerns Universal Music Group. Der Geschäftsführer (pardon: „*managing director classics and jazz*“) von dessen deutscher Niederlassung, der sich immerhin die Mühe eines Rückrufs nach einem entsprechenden Brief des Verfassers machte und für das aufgezeigte Problem durchaus Verständnis zeigte, begründete dieses Vorgehen dennoch wie erwartet mit knallharten ökonomischen Argumenten der notleidenden Klassik-Branche. Ja, vor 20 Jahren sei das noch etwas anderes gewesen, doch die Umsätze sind seitdem enorm zurückgegangen, sodass nun keine länderspezifischen Varianten, z.B. deutschsprachige Plattenhüllen mehr möglich seien. Dieser Einwand muss leider ernst genommen werden, und doch ist es nicht ganz einsichtig, warum man der Welt (und damit nicht zum wenigsten den deutschsprachigen Ländern) nicht als Haupttitel die „Rheinische“, die „Unvollendete“, die „H-Moll-Messe“ oder die „Matthäuspassion“ zumuten soll, und dann eben zusätzlich die anderen Weltsprachen in kleinerer Schrift.

Das Englische hat sich also auch in einer charakteristischen Domäne deutsch-österreichischer, also mitteleuropäischer Kultur, der klassischen Musik bzw. ihrer Tonträger, praktisch restlos durchgesetzt und die deutsche Sprache bis auf kleine Reste hinweg gefegt. Immerhin: Die „Zauberflöte“ heißt bei allen großen Firmen noch so, sogar bei der (irgendwie noch) Deutschen Grammophon ...

Der mögliche Einwand, das wäre doch alles nicht so wichtig, es komme auf den Inhalt an, also die Musik selbst, und was die Bezeichnungen auf dem „Cover“ angehe, einschließlich *flat* und *major* für Dur und Moll, da müsse man eben so weltläufig sein, das zu akzeptieren, überzeugt im Grunde doch weder den Sprachbewussten noch den Musikliebhaber. Im Übrigen werden bis

heute wie selbstverständlich die originalen italienischen Tempobezeichnungen von *Adagio ma non tanto* bis *Allegro con fuoco* verwendet, ohne Übersetzung ins Englische und ohne dass jemand Schwierigkeiten damit hätte – es geht also!

Doch da gibt es Verbindungen zwischen den beiden Themen. Würden in den deutschsprachigen Ländern mehr Klassik-CDs gekauft, könnte der englischsprachigen Alleinherrschaft mit guten Argumenten entgegengetreten werden. Doch der Klassikmarkt ist tatsächlich enorm eingebrochen, große Firmen (z.B. DECCA, Philips oder die Deutsche Grammophon) fusionierten, verloren ihre Selbständigkeit oder sind ganz verschwunden. Der Konzert- und Opernbetrieb schrumpft - im Falle der Oper wie auch des Theaters allerdings, vor allem in den deutschsprachigen Ländern, auch mit kräftiger Hilfe von gewissen (oder gewissenlosen) Regisseuren, die man nicht anders als zynische und oft perverse Kulturvernichter bezeichnen kann - und wird in absehbarer Zeit möglicherweise einen Großteil seines ohnehin immer älter werdenden Publikums verloren haben. „Auf breiter Front gilt, dass das klassische Musikereignis – gleich ob Konzert-, Oper- oder Kammermusik – an Relevanz verloren hat, und zwar als ästhetische wie als soziale Institution“, so Martin Tröndle in dem von ihm herausgegebenen, derzeit stark diskutierten Buch *Das Konzert. Neue Aufführungskonzepte für eine klassische Form* (Bielefeld 2009). Mag man über die dort vorgeschlagenen Methoden, „der Musealisierung des Konzerts und der steten Veralterung des Publikums entgegenzuwirken“, auch geteilter Meinung sein, der nüchternen Feststellung, „dass das Konzertpublikum aufgrund der demographischen Effekte deutlich schrumpfen wird“, wäre nur hinzuzufügen, dass nicht nur die demographischen Effekte am absehbaren Niedergang des Konzertwesens und dem bereits eingetretenen Niedergang des Klassik-CD-Marktes schuld sind.⁶

⁶ Unter dem Titel „Klassiktod“ hat Harald Schmidt, oberster Witzbold der Nation, in seiner Focus-Kolumne (Nr. 10/2010) das Thema ironisch-witzig, aber auch wie immer nicht ganz ohne Ernst abgehandelt: „Wie aber kriegt man junge Menschen in klassische Konzerte? Schwierig. Die Heranführung muss im Elternhaus (soweit vorhanden) erfolgen. Wer außer „Last Christmas“ nie ein Weihnachtslied gesungen hat, dürfte sich mit mehreren Stunden Bach eher schwer tun. Selbst eine Mozart-Sonate erfordert eine Konzentrationsfähigkeit von etwa 20 Minuten. (...) Wer zwar Dur nicht von Moll unterscheiden kann, sich bei Minusgraden aber gerne unter Decken kuschelt, für den könnten die zahlreichen Events auf Marktplätzen und in Fußballstadien den Zugang zu Schubert und Beethoven erleichtern. Zwölf Tenöre sind auch deutlich besser zu verstehen als einer. (...) Open-Air-Konzerte im zeitgemäßen Download-Format könnten junge Hörer geradezu süchtig machen. Mit verstaubten bürgerlichen Methoden wie Notenlesen oder gar Üben ist die Zukunft unseres Klassikbetriebs jedenfalls nicht zu sichern.“ – In einem Leserbrief vom 4. 6. 2010 auf einen Artikel der FAZ über die Probleme mit dem Bau der Hamburger Elbphilharmonie heißt es: „Welche Kultur wollen wir zu welchem Preis für wen? Wie erzeugen wir die lebenslange Liebe zur Musik, wenn Eltern ihre Kinder nicht mehr in den Schlaf singen oder das Erlernen eines Instruments immer seltener begleiten? Gehört zu einer neuen Bürgergesellschaft die Musik noch selbstverständlich und konstitutiv dazu, oder ist sie mehr wünschenswertes Dekor für "weiche Standortvorteile" des Stadtmarketings und den Wettbewerb um zahlungskräftige Kulturtouristen? Das weltweit einmalige deutsche Musikleben ist in seiner bis heute andauernden Blüte mit Orchestern und Konzerthäusern entstanden, weil das Bürgerpublikum selbst nach ‚klassischer‘ Musik gerufen hat. Heute ist es umgekehrt: Die ‚klassische‘ Musik ruft heute nach Publikum. Die Gründe dafür liegen tief in den Bedingungen des gesellschaftlichen Wandels und reichen vom Religionsverlust bis zur Auflösung der Familie.“

Es gibt in der Tat nicht erst heute, sondern schon seit Langem immer weniger Menschen, vor allem jüngere, die sich überhaupt noch für klassische Musik interessieren. Und sie werden auch kaum noch motiviert.⁷ Die Süddeutsche Zeitung vom 13./14. März 2010 berichtet unter der Überschrift „Die Musik verschwindet“ (Reinhard Brembeck) unter anderem von dem Appell der führenden Dirigenten Berlins (Barenboim, Janowski, Metzmacher, Rattle, Runnicles, St. Clair, Zagrosek) gegen den weiteren Abbau bzw. Wegfall des Musikunterrichts an den Schulen der Hauptstadt.⁸ „Es geht ihnen vor allem auch um (klassische) Musik als ein zentrales Kulturgut, das in der zunehmend ökonomisch-naturwissenschaftlichen Ausrichtung des Schulalltags unter die Räder kommt.“ Doch beginnen die Versäumnisse schon früher, buchstäblich an der Wiege: „Zunehmend weniger Eltern beherrschen Kinder-, Schlaf-, Weihnachts-, Volks- und Kirchenlieder, die sie ihren Zöglingen vorsingen oder auch nur vorsummen könnten.“⁹

⁷ Ein vorbildliches Gegenbeispiel bleibe nicht unerwähnt: Zweimal werktäglich erfüllt BR Klassik, die Kulturwelle des Bayerischen Rundfunks, klassische Musikwünsche von Kindern. Meist sind es Gymnasiasten, die selbst ein Instrument spielen, und diese (wie etwa auch die Schülerinnen und Schüler der Waldorf- und anderer Privatschulen, die pflichtgemäß ein Instrument erlernen müssen) dürften dann den künftigen „heiligen Rest“ der Klassikfreunde, d.h. auch der Konzert- und Opernbesucher bilden – sofern es diese kostspieligen steuergeldgestützten Veranstaltungen und Einrichtungen dann noch gibt. – BR Klassik hat seit März 2010 auch, bezeichnend genug, diesem Problemkomplex eine ganze Sendereihe („Zukunftswerkstatt Klassik“) gewidmet, in welcher Künstler, Musikwissenschaftler und Vertreter der Musikindustrie zu Wort kommen. Auffallend ist, dass insbesondere die Künstler, u. a. die Geigerin Anne-Sophie Mutter und der Cellist Daniel Müller-Schott, nach einleitenden zweckoptimistischen Aussagen („die klassische Musik ist nie in der Krise“ bzw. „kein Grund zur Panik“) dann doch unverhohlen deutlich ihre Besorgnis über die mangelnde musikalische Bildung der heranwachsenden Generationen sowie des musikalischen Nachwuchses zum Ausdruck bringen. Die musikalische Bildung komme an deutschen Schulen völlig zu kurz, was zu einer „Schwächung der musikalischen Zukunft“ führe; es müsse unbedingt die musikalische Früherziehung gestärkt werden. Die Kinder sollten nicht zu bloß „geldverdienenden Wesen“ erzogen werden, es gehe um nichts Geringeres als „die Zukunft unserer Seelenlandschaft,“ so Anne-Sophie Mutter. Und Daniel Müller-Schott, der der Musik eine „ganz essentielle Wichtigkeit“ zubilligt, ergänzt, man müsse aufpassen, dass „der Musikunterricht nicht einfach gestrichen wird“ und nicht „herausfällt aus dem Lehrplan, dass man die Musik nicht an die Seite drängt. (...) Jedes Kind sollte singen und die Möglichkeit bekommen, ein Instrument zu lernen. (...) Man weiß von der Wissenschaft, dass Musik auf alle möglichen anderen Bereiche und andere Fächer eine positive Auswirkung hat. Und ich glaube, dass es unserer Gesellschaft gut täte, wenn wir das verbessern könnten.“ Der Geschäftsführer des Bundesverbandes Musikindustrie kann in derselben Gesprächsreihe immerhin über wieder steigende Verkaufszahlen von Klassik-CDs im Jahre 2009 berichten, erfreulicherweise gerade auch bei der Altersklasse der unter Dreißigjährigen. Doch handelt es sich, bei allem Respekt, einstweilen um wenige Prozent-, teilweise nur Zehntelprozentpunkte. Der Anteil der Rock- und Popmusik liegt bei rund 55 %, gefolgt von den Schlagern mit 8,6 %, noch vor der Klassik mit 7,8 %. – In diesem Zusammenhang sei auch die im Ruhrgebiet aktive Stiftung „Jedem Kind ein Instrument“ genannt (www.jedemkind.de).

⁸ Dabei sind die ausgesprochen positiven Wirkungen der Musikausübung bei Kindern und Jugendlichen längst bekannt. Auch hieran erinnert der Artikel der Süddeutschen Zeitung: „Dass Musizieren aber nicht nur schönes Hobby, wundervolle Entspannungsübung und großer Genuss ist, das haben mittlerweile eine Reihe von Studien gezeigt. Am bekanntesten geworden ist eine schon vor über zehn Jahren entstandene Langzeitstudie des Musikpädagogen Hans Günther Bastian. Der stellte fest, dass musizierende Kinder ihr Sozialverhalten verbessern, bessere schulische Leistungen erbringen, weniger aggressiv sind, Konzentrationsschwächen leichter kompensieren, gar ihren IQ-Wert steigern. Mögen einzelne dieser Ergebnisse umstritten sein, so hat sich doch seither die Überzeugung durchgesetzt, dass Musizieren unerlässlicher Bestandteil jeder Ausbildung sein sollte, und zwar von frühester Jugend an.“

⁹ Dieser Entwicklung versucht der Stuttgarter Opernsänger Cornelius Hauptmann in Zusammenarbeit mit dem Südwestrundfunk gegenzusteuern mit seinem „Wiegenlieder“-Projekt. Den Anstoß dazu erhielt er durch die Mitteilung eines befreundeten Musiklehrers, kein einziges Kind seiner Klasse kenne noch das Lied „Der Mond ist aufgegangen.“ Hauptmann hat eine ganze Reihe namhafter Sänger dazu bewegen können, jeweils ein solches Kinderlied aufzunehmen, und inzwischen sind bereits zwei CDs sowie ein Liederbuch erschienen, deren Reinerlös in Projekte zur Förderung des Singens mit Kindern fließen (www.wiegenlieder.org). Inzwischen ist diese Initiative auch auf deutsche Volkslieder allgemein ausgeweitet worden (www.liederprojekt.org). So löblich dieses Projekt auch ist, dem man nur größten Erfolg wünschen kann, so nachdenklich stimmt der Umstand, dass hier mit großem Aufwand etwas zu retten versucht wird, was doch eigentlich völlig normal sein sollte (und früher auch war). Es

Doch darüber kann man sich nun wirklich nicht wundern, sondern muss darin eine konsequente Entwicklung sehen, wenn man sich die Tatsache vergegenwärtigt, dass seit Jahrzehnten, seit dem „*Yeah! Yeah! Yeah!*“- Schlachtruf der Beatles in den Sechzigerjahren, aus Millionen Radios (die entsprechenden Programme der Sendeanstalten verfügen über die meisten und stärksten Frequenzen), Musikanlagen und heute den MP3-Playern (für viele offenbar ein lebenswichtiges Organ, ohne das sie nicht mehr leben können – „sanfte Schritte zur Barbarei“ nannte Joachim Kaiser diese Erscheinung einmal) ununterbrochen, 24 Stunden Tag und Nacht meist angelsächsische Popmusik mit englischen Texten dröhnt – zu Hause, im Auto (oft wahre rollende Discos), an vielen privaten Arbeitsplätzen, in der Bahn, in Gaststätten, Hotels und Supermärkten, pausenlos, rücksichtslos, gnadenlos.¹⁰ Die physiologischen, seelischen und geistigen Folgen dieses allgegenwärtigen Dauer-Gedudels sind verheerend.¹¹ Schon sind fast zwei Generationen heran- gewachsen, die kaum oder nie eine andere Musik erlebt haben, die gar nicht mehr fähig und auch willens sind, klassische (oder gute Jazz-) Musik aufzunehmen oder gar selbst auszuüben oder auch nur die einfachsten, einst gängigen Lieder – und über welchen Reichtum verfügt die nun fast ganz versunkene deutsche Volksliedkultur – zu singen und ihren Kindern weiterzugeben. Dazu müsste man sie überhaupt erst einmal kennen. Wer kann bestreiten, dass an Geburtstagen von der Ostsee bis in die Alpen fast ausnahmslos nur noch *Happy birthday to you* angestimmt wird? Auch unvergessen jener verstörte Gesichtsausdruck der jungen Japanerin, die

mußte ein Amerikaner kommen, der Bariton-Weltstar Thomas Hampson, um uns auf die hierzulande vergessene Wahrheit wieder aufmerksam zu machen: „Deutschland hat eine herrliche Sprache, in der es so viel Schönes zu singen gibt.“ Und ein anderer Amerikaner, Mark Twain, der zwar einerseits an der „schrecklichen deutschen Sprache“ zu verzweifeln schien, bekannte andererseits: »Einige deutsche Wörter sind voll einzigartiger Ausdruckskraft. Zum Beispiel jene, die das einfache, stille und zärtliche häusliche Leben beschreiben; sodann die, die mit der Liebe in all ihren Arten und Formen zu tun haben (...) aber auch die Wörter, die von den zartesten und liebrendsten Dingen draußen in der Natur künden - von Wiesen und Wäldern und Vögeln und Blumen, vom Duft und Sonnenschein des Sommers und vom Mondschein in stillen Winternächten; mit einem Wort: alle jene, die von Ruhe, Rast und Frieden handeln; auch jene, die sich auf die Wesen und Wunder des Märchenlandes beziehen. Letztlich und hauptsächlich ist die Sprache unübertrefflich reich und ausdrucksvoll bei allen Wörtern, die Gefühl ausdrücken. Es gibt deutsche Lieder, die selbst den, dem die Sprache fremd ist, zum Weinen bringen können. Darin zeigt sich, dass der Klang der Wörter richtig ist - er gibt die Bedeutung mit Wahrhaftigkeit und Genauigkeit wieder.. und so wird das Ohr angesprochen und durch das Ohr das Herz«.

¹⁰ Um einem Missverständnis vorzubeugen, sei hier ausdrücklich betont, dass es nicht um eine pauschale Verdammung der Rock- und Popmusik geht, die ja fast genau so vielschichtig ist wie die „klassische“. Schließlich hat sie (außer tatsächlich viel geistlosem Lärm) schätzenswerte Leistungen und bedeutende Künstler hervorgebracht und ist Ausdruck des Lebensgefühls von Millionen Menschen geworden und somit eine echte Kulturtatsache. Es geht hier dagegen um das Problem der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, der Unzeitigkeit und der aufdringlichen Allgegenwärtigkeit, auch der englischen Sprache.

¹¹ Siehe hierzu den Artikel „Vom Lärm der Welt und der Melodie der Stille“ des Verfassers (www.ladweinsreisen.de/Veröffentlichungen). – Inzwischen hat auch der Berliner Sänger Max Raabe (Interpret „nostalgischer“ deutscher und amerikanischer Lieder und Schlager bzw. Songs der Zwanziger- und Dreißigerjahre) diese Nötigung durch die Lautsprecher-Dauerberieselung beklagt: „Unanständig finde ich die Tatsache, dass man Musik spielt, wo gar keine nötig ist, wo sie sogar stört. (...) Wenn ich abends ausgehe, bevorzuge ich Lokale, in denen keine Musik läuft. Auch in Berlin kann ich diese an einer Hand abzählen. Doch komischerweise beschwert sich dort niemand darüber, dass etwas fehlt. [Umgekehrt, so möchte man ergänzen, beschwert sich komischerweise niemand in vollgedudelten Restaurants, dass da etwas zu viel ist! M. L.] Ich träume davon, dass es mehr solcher Orte gibt, an denen man Musik nicht benutzt, um permanent alles zuzukleistern. (...) Die schönsten akustischen Zufluchten, die ich kenne, sind im Sommer die Seen um Berlin, wo immer Geräusche zu hören sind: Entenschnattern, Kinderlachen, summende Insekten. Mich einfach auf eine Wiese zu legen und dem zuzuhören, der Musik des Ortes zu lauschen – das ist für mich Wohlklang“ (DIE ZEIT online, März 2010).

in einem großen Plattengeschäft einer süddeutschen Großstadt nach deutschen Volksliedern gefragt hatte und, von der Verkäuferin zur Abteilung „Deutsche Schlager“ geführt, eine Platte von Peter Maffay empfohlen bekam...

Hier liegen die eigentlichen Ursachen des Verfalls von Sprache bzw. Sprachfähigkeit und echtem Musikverständnis (gerade auch von klassischer Musik), teilweise jedoch auch die Ursachen der zunehmenden zwischenmenschlichen und sozialen Desensibilisierung, zu Deutsch Verrohung. Die Sensibilität für differenzierte, komplexe, eben auch geistig anspruchsvolle, dazu echte Gefühle ausdrückende Musik, auch für die einst weltberühmte deutsche Liedkultur, nicht zuletzt für die deutsche Sprache wird hier seit vielen Jahren lautdröhnend plattgewalzt zugunsten einer englischsprachigen Musikökonomie.¹² In der Tat scheint den Deutschen immer mehr ihre sprachliche und allgemein kulturelle Identität abhanden zu kommen.

„Daß, wenn die Stille kehrt, auch eine Sprache sei“, wie Hölderlin vor zwei Jahrhunderten in seiner *Friedensfeier* noch hoffte, und dem man heute hinzusetzen müsste: „auch eine Musik sei“, ist zwar prinzipiell immer noch möglich, doch allenfalls nur individuell zu verwirklichen. Gesamtgesellschaftlich ist dies, da mache man sich nichts vor, höchst utopisch. „Deutschland ist ein schönes Land, aber die meisten Deutschen betreten es nicht,“ äußerte der französische Schriftsteller und zeitweilige Kulturminister André Malraux einmal über unser Verhältnis zu unserer eigenen Kultur. Und das ist immerhin schon Jahrzehnte her.

Wer solche Gedanken wie die vorstehenden formuliert und dabei auf die entsprechenden Symptome aufmerksam macht, steht schnell im Verdacht, wieder einer jener grundsätzlich kulturpessimistischen, schwarzmalenden Propheten zu sein, die den „Untergang des Abendlandes“ heraufbeschwören. Nun gibt es zwar nicht wenige Zeitgenossen, die einigermaßen trocken-illusionlos die Meinung vertreten, dieser müsse nicht erst heraufbeschworen werden, sondern sei längst in vollem Gange (wofür noch vieles andere spräche), doch bleibe dies hier, weil ein allzu komplexes Thema, unerörtert. Immerhin hat der Verfasser dieses vor neun Jahrzehnten erschienenen Werkes mit dem längst sprichwörtlich gewordenen Titel, der Philosoph Oswald Spengler, darauf hingewiesen, dass es ein Kennzeichen „müder“ Kulturen sei, keine eigenen bedeutenden Kulturleistungen mehr hervorzubringen, sondern allenfalls Fremdes zu übernehmen, und: „Endlich erlischt selbst die Kraft, etwas anderes auch nur zu wollen.“

Wollen wir sie noch, unsere Sprache, unsere Musik?

Erste Fassung im April 2010, zuletzt ergänzt im Januar 2011

¹² Doch doch, es gibt auch einige wenige Gegenbeispiele. Udo Lindenberg etwa, der allein aufgrund der Tatsache, dass er stets eigene deutsche Texte vortrug, im Jahr 2010 den „Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache“ erhielt. Vielleicht folgt ihm bald die deutsch singende Rockgruppe „Tokio Hotel“ nach, die Jugendliche (oder wer will: *Teenager*) in vielen Ländern dazu bringt, zumindest so viel Deutsch zu lernen, um die Texte zu verstehen...

Liebe Leserin, lieber Leser!

Wenn Sie den vorstehenden Gedanken zustimmen können, zumindest überwiegend, so bitte ich Sie herzlich, an deren Verbreitung mitzuwirken. Zum Beispiel durch Fotokopieren und Weitergabe dieser Blätter. Auch ist der Aufsatz auf meiner Heimseite abrufbar (ladwein-reisen.de/Veröffentlichungen) und kann ausgedruckt oder als E-Post verschickt werden.

Natürlich freue ich mich auch über jede Rückmeldung, insbesondere über jede begründete Widerlegung. Vielen Dank!

Michael Ladwein Johannes-Keplerstr. 79 D-75378 Bad Liebenzell
Tel. (+49) 7052/4230 ladwein.reisen@t-online.de